

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 4.

Donnerstag, den 19. Juli.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Numm. von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gesp. Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Homöopath und Allopath.

Novellette

von

Emil Müller.

(Schlus.)

Herr Zeißig dagegen, der vollkommen Schuldlos, fühlte sich nicht verbunden, die anzüglichen Reden des Herrn Richters auf sich haften zu lassen. Er wälzte die Ausdrücke, wie: erbärmliche Subjecte zugleich mit der Schuld dieses Unglücksprocesses auf den niedergeschlagenen Herrn Weise; rief aber durch das löbliche Bestreben, diesem Herrn durch Ertheilung mehrerer Schimpfnamen einen Begriff seiner Erdummheit beizubringen, einen wiederholten Disput mit dem grimmigen Untersuchungsrichter hervor. Man gab dem Dorfbarbier auf sehr unzarte Weise zu verstehen; falls er sich nochmals einer Verläumdung schuldig mache, so werde man ihm das Recht der Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte entziehen und ihm einen Platz anweisen, wo lose Zeißige an Zucht und Ordnung gewöhnt würden. Uebrigens solle er sich glücklich preisen, wenn er die dieser mißglückten Anklage entspringenden Kosten bezahlen

könne. Herr Zeißig fand die Aufstellung der Vermuthung, seine Kasse möchte nicht gefüllt sein, sehr sonderbar und sprach von gekränktem Ehrgefühl. Allein diese Ansicht wäre ihm beinahe theuer zu stehen gekommen. Denn der Herr Richter wandte sich an den anwesenden Polizeidiener und sprach: „wir können den Zeißig gleich hier behalten und so lange einstecken, bis er den Respect vor dem Gesetze gelernt hat.“

Abzuwarten bis der Polizeidiener an ihn herantreten würde, hielt indessen Herr Zeißig nicht gerathen. Trotz des Sträubens ergriff er des Doctors Arm und zerrte den erzürnten Breithaupt während zahlloser tiefer Verbeugungen gegen das in den Gerichtspersonen verkörperte Gesetz zur Thür hinaus.

Herr Roland trug sich noch mit der Idee einer Reinigungsrede. Allein er führte sie nicht aus; denn der Gedanke, welches Mittel er wohl gegen die heutzige Aufregung anwenden müsse, fesselte plötzlich alle seine Denkkräfte. Er nahm die dritte Prife, reichte die Dose sämtlichen Gerichtspersonen vom Richter bis herab zum Actenträger, schüttelte dann Allen die Hand und verließ unter dem Lächeln der Anwesenden das Gerichtslocal. Draußen wartete seiner der tief-

betrübte Herr Weise. In dem festen Glauben, er sei der Schuldige und werde sein Vergehen demnächst durch Gefängnißhaft büßen müssen, flehte er Roland um gütige Fürsprache an. Nur mit großer Mühe machte ihm dieser die Sachlage deutlich, wiederholt den Ausspruch des Richters anführend: daß er, nämlich Weise, sehr recht gethan habe, Zeißigs Hinterlist durch Vertrinkung des erhaltenen Geldes vereitelt zu haben. Die grenzenlose Dankbarkeit des freudetrunkenen Weise erleichterte dem Homöopathicapostel das Befehrungsamt sehr; noch hatten die Wanderer das Dorf Schallhausen nicht erreicht, da bekannte sich Herr Weise schon in Folge einer stundenlangen Auseinandersetzung über die Wirkungen der beiden Mittel *nux vomica* und *aconit* zur Verehrung der neuen Kurmethode.

Nicht ganz so friedlich aber gestaltete sich der Heimgang der Busenfreunde Breithaupt, Zeißig. Anfänglich brumnten sie nur unverständliche Wörter. Bald aber begann der Doctor seinem Freunde die Dummheit in den gröbsten Ausdrücken vorzuwerfen. Herr Zeißig ließ es an einer eben so groben Erwiderung nicht fehlen; und siehe da, nach Verlauf weniger Minuten führten die Freunde zum höchsten Ergößen der Vorübergehenden eine erzgrobe Schimpfübung aus. Um der Möglichkeit einer Handgemeinwerdung vorzubeugen, schritt Breithaupt auf der einen und Zeißig auf der andern Seite des dreißig Fuß breiten Weges. Nachdem Breithaupt unter fortwährender Einrede des widerspruchslüchtigen Zeißig die Ansicht dargelegt hatte, daß die durch die vermaledeite Anklage erfolgte Bloßstellung der Ehre den Verlust aller Praxis nothwendig nach sich ziehen müsse, titulirte er den Dorfbarbier: „Herr Zeißig, Sie sind ein Esel!“

„So?! Nun Breithaupt Sie sind ein Schaf!“

„Kerl, Sie dummer Bartträger, Sie sind nicht recht geschickt!“

„So?! Nun Breithaupt Sie sind nicht ganz klug!“

„Ich verlange auf der Stelle das Geld für die letzte Tropfenlieferung. Ein so hornirtes Subject, wie Sie, soll mein Unterhändler nicht länger sein!“

Obgleich Herr Zeißig nicht übel Lust verspürte, die Tropfen als ein miserables Nachwerk und ihren Verkauf als ein Satansgeschäft zu bezeichnen, so ver-

hinderte ihn doch die Erinnerung an das noch nicht abgelieferte Geld für die bereits verkauften Gläser an der Kundgebung seiner Meinung. Unversehens nahm die Grobheit seiner Worte ab, der Doctor folgte seinem Beispiele, und siehe da, noch bevor das Thor das Städtchens erreicht war, fand eine völlige Ausöhnung statt. Vergessen und vergeben schienen die einander kurz zuvor angehängten Ehrentitel, und Arm in Arm wanderten die Freunde durch die Straßen in die Breithaupt'sche Wohnung.

Angelant nahm Herr Zeißig eine sehr feierliche Miene an, räusperte sich mehrmals und hielt eine Rede folgender Art: „Lieber Doctor! Jeder Mensch soll sich verheirathen. Ich bin zum Heirathen alt genug und sehne mich nach der Ehe. Sie haben eine Tochter; also lassen Sie uns die Freundschaft in eine zarte Verwandtschaft umwandeln.“ — Diese Rede hielt Zeißig nicht etwa des Zwases wegen, sondern er beabsichtigte alles Grusles Amalie als seine Frau heimzuführen. Mit vielem Scharfsinn legte er auch die Möglichkeit dar, daß Amalie zeitlebens unverheirathet bliebe, wenn sie ihn nicht heirathete, so daß nur eine Bornirtheit, wie sie der Doctor leider besaß, über den Vorschlag zürnen konnte. Es erfolgte eine abschlägige Antwort, denn er, der Doctor, sei ein wissenschaftlich gebildeter Arzt, Zeißig aber nur ein erbärmlicher Dorfbarbier. Zeißig erwiderte, ein Dorfbarbier mit großer Kundschafft stehe sich jedenfalls besser, als ein brodloser, dünkelfaster Arzt. Diese Bille erzeugte eine Fortsetzung der auf dem Wege unterbrochenen Schimpfübung. Breithaupt mußte als kluger Arzt wissen, daß jede zu schnelle Heilung einer Wunde ein Wiederaufbrechen begünstigt. Daher hätte er die Folgen der vor dem Thore ohne allen triftigen Grund erfolgten Versöhnung vorhersehen können. Der erneute Zwist nahm einen gefahrvollen Charakter um so schneller an, als der Doctor einen Grund zum Aerger mehr hatte. Beide schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, überhäuften sich mit den trivialsten Schimpfreden und erhitzten ihre Wangen, bis sie in Betreff der braunrothen Farbe den Nasen nichts nachgaben. Unglücklicherweise war das versöhnende weibliche Element, Fräulein Amalie, nicht anwesend, sie die allein beruhigende Tropfen der Sanftmuth auf die Gluth sprühenden Kieselherzen der Zürnenden gießen konnte. Dabei

führten die beiden Männer, wüthenden Kampfbühnen gleich, auf einander ein, rieben sich, Mühlsteinen gleich, an einander und stießen, zausen, fragten, bissen und kneipten sich — ach mit schmerzgefülltem Herzen berichten wir das trübselige Factum — übermüthigen Puben gleich. Eine fürchterliche Schlägerei tobte in den geweihten Räumen des Breithauptischen Hauses, eine Schlägerei zwischen zwei — Busenfreunden. Der Mantel der Verschwiegenheit möge sich lagern auf die unglücklichen Schlachtopfer der Busenfreundschaft und möge die Art und Weise der Handgemeinwerdung verdecken. Es genüge die Bemerkung, daß bei Amaliens Heimkehr der Spiegel zertrümmert, die Lampe auf den Boden geworfen, ein Stuhl zerbrochen und ein Kasten mit 25 gefüllten Tropfengläsern gänzlich vernichtet war.

Die Entscheidung des Kampfes blieb zweifelhaft. Beide trugen gleich starke Verletzungen. Zeißig übte sein linkes Auge eingeschlagen, Breithaupt dagegen bemerkte den Mangel mehrerer Zähne.

So endete die Busenfreundschaft der Firma Breithaupt und Zeißig auf tragische Weise, und die Unglückswolken hingen schwer herab auf das Breithauptische und Zeißigische Haupt.

IX.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Seele von dem Wohle oder Wehe des Körpers lebhaft afficirt wird. Darum kann es wohl nicht mehr Verwunderung erregen, daß Herrn Zeißigs Gesichtsumgestaltung zugleich eine Umwandlung seiner Gesinnung hervorrief. Freilich hatte daran auch die Bemerkung eines guten Freundes in Schallhausen Theil, daß ihn die üblen Folgen der mißglückten Anklage gegen Roland an den Bettelstab bringen könnten, falls er sich diesen nicht zum Freunde mache! Aber schwerlich würde dieser wohlgemeinte Rath allein den starrsinnigen Dersbarbier zur Sinnesänderung geführt haben, wäre durch jene Gesichtsumgestaltung nicht die Geneigtheit zur Verschuldlichkeit hervorgerufen gewesen. Geringe Einnahmen stimmen nicht zu großen Ausgaben, und aus leerer Kasse lassen sich die Steuern nicht bezahlen. Daß Zeißig bisher noch nicht durch Execution zur Bezahlung seines Abgabentrückstandes gezwungen war, beruhte nur auf der Gutmüthigkeit

des Herrn Roland, welcher als Secretär des Directorats über dergleichen Ungeüblichkeiten, wie Saumseligkeit in Entrichtung der fälligen Abgaben, Klage zu führen berechtigt war. Der Schmerz an dem dickgeschwellenen linken Auge, der Grimm über seinen jetzigen Todfeind, den Doctor Breithaupt und die Erinnerung an den Verlust des einträglichsten Tropfenhandels riefen in Zeißig den Gedanken wach, Roland könne seine Langmuth über kurz oder lang in der Verfügung von Execution erschöpfen. Dabei wanderte er des Abends nach Rolands Wohnung wohlgerüstet mit einer kläglichem Armenfündermine, deren Ziehung ihm nicht sehr schwer fallen konnte, da sein zollhoch aus dem Kopfe hervorragendes Auge in Verbindung mit der noch immer grünlich schimmernden Nase einen Mitleid erweckenden Eindruck hervorrief. Sehr kleinlaut klopfte Jemand an Rolands Thüre und herein schlich in gebückter Stellung der bis an den Tisch trippelnde Herr Zeißig. Seine Erscheinung glich in der Dämmerung der eines Gespenstes so sehr, daß sich der Lehrer dreimal wider Willen beugte.

„Ach,“ so rief der Demüthig Lebende, „ich geschlagener Mensch bin vollständig bekehrt! Mitleiden heiser Herr.“

„Sie sehen ja entschlich aus,“ tröstete ihn der Angeredete, erschrocken durch den Anblick, welcher für den Augenblick alle Machegefühle in den Hintergrund drängen mußte.

„Nicht der Allopathie!“ rief Zeißig. Freude durchdrang Rolands Gesicht; diese drei Worte vertrieben jedes Gefühl von Grimm und Aerger über die ihm von jenem zugesügten Beleidigungen.

„Ach, ich erkenne meine Schuld! O, ich irreführtes Thier! Bitte gütigster Herr, legen Sie für mich ein Wort der Barmherzigkeit ein, damit die Folgen meiner thörichten Anklage gegen Ihre unschuldige Person niedergeschlagen werden.“

Herr Roland erhob sich von seinem Sitze, als gälte es eine Siegestrede zu halten. „Sind Sie auch endlich zu der Einsicht gelangt, daß die Heilmethode der Allopathen ein Teufelsverfabren ist?“

„Ach, im Herzen war ich ja schon bei meiner Geburt Homöopath. Irreführt vom Doctor Breithaupt mühte ich bisher gegen mein eigenes Gel-

wüthen, um nun vielleicht zu spät zur Erkenntniß gelangt zu sein.“ —

Thränen träufelten über Zeißigs Wange. Tiefgerührt von der Bekehrung des Sünders ergriff Roland seine Hand und rief ihm die Trostworte zu: „Es ist noch nicht zu spät, wenn Sie von nun an ein treuer Anhänger der Homöopathie sein wollen!“

Ein derber Händedruck des zerknirschten Dorfbarbiere gab bejahende Antwort. Darauf setzte er sich; Roland aber gab das Versprechen, sich für ihn bei der Behörde wegen Niederschlagung der Proceßkosten verwenden zu wollen.

Es folgte nun ein gegenseitiger Ausspruch freundschaftlicher Gesinnungen und Zeißig legte eine umständliche Schilderung seiner Schlägerei mit dem Doctor ab. Doch den Grund, nämlich die Werbung um Amalies Hand verschwieg er absichtlich, um seinen kaum gewonnenen Freund durch unzeitige Erweckung von Eifersucht nicht zum unverföhllichen Feinde zu machen. Er schloß seine Auseinandersetzung mit den Worten: „Ich bin und bleibe Homöopath!“

Durch einen Handschlag erfolgte die provisorische Aufnahme in den homöopathischen Gesundheitsverein, und wer den grinsenden Herrn Zeißig gesehen hätte, sollte meinen, er sei von je der wärmste Freund des Lehrers Roland gewesen. Eine Umarmung folgte der Andern, ohne daß er auszurufen satt wurde: „der Doctor soll meiner gedenken! O wie schön klingt das Wort Homöopathie!“

Als der erste Rausch der Freude verschwunden war, machte Herr Zeißig folgende Mittheilung: „Im Vertrauen lieber Herr Lehrer, Breithaupt ist in kurzer Zeit brodlos, denn für sein Teufelsgebräu, die Tropfen, fehlten die Abnehmer!“

„Lieber Zeißig, erkennen Sie nun die Folgen der Allopathie! Aber warum haben Sie sich nicht schon längst bekehrt! Wir wären dann schon lange Freunde.“

„Muß man denn nicht zuvor ein Narr sein, wenn man zur Erkenntniß des Guten gelangen will!“

Herr Zeißig schied darauf freudetrunken über den Erfolg seines Besuchs. Und Roland hielt sein Versprechen. Schon am nächsten Tage ging eine Fürbitte an die Behörde ab; man möge dem bewußten Herrn Zeißig die Folgen seiner Uebereilungssünde erlassen, da er sich vollständig bekehrt habe.

Drei Tage später fand eine feierliche Versamm-

lung der Vereinsmitglieder statt. Um den Erzfeind dieses Vereins, Herrn Zeißig, in die Reihen der Theilnehmer aufzunehmen, war eine Abstimmung vonnöthen; aber auf die liebevolle Fürsprache des Directors, Herrn Roland, fiel sie für ihn günstig aus, so daß er noch desselben Abends durch Einnahme des die Verdauung befördernden Mittels zum Vereinsmitglied geschlagen wurde. Seiner Charaktereigenthümlichkeit gemäß war er jetzt, nächst Roland, in Schallhausen der eifrigste Anhänger der Homöopathie. Sein Groll gegen Breithaupt und Consorten wuchs mit jedem Tage und hatte er früher im Solde des Doctors die Kranken zum Gebrauche der allopathischen Aerzte beschwagt, so beredete er sie jetzt zur Einnahme der homöopathischen Pülverchen. Da ging kein Tag hin, wo er nicht einen Kranken aufspürte, welcher noch der alten Kurmethode anhing, keine Woche, wo er dem Vereine nicht wenigstens ein neues Mitglied zuführte. Tagtäglich eilte er von Haus zu Haus, unterhielt sich mit den lieben Vereinsmitgliedern — wie seine stehende Unrede lautete — und rapportirte allabendlich pflichtschuldigst an Roland den Gesundheitszustand der Dorfbewohner. Diese unermüdlige Thätigkeit, welche sich selbst auf die Dörfer in einem Umkreise von einer Meile erstreckte, seine unausgesetzte Jagd auf bekehrungsfähige Individua und seine Leutseligkeit ließen seinen vordem bis auf Null gesunkenen Credit schnell wieder wachsen. Und die Früchte seiner Bekehrung blieben nicht aus. Eine Heimsuchung seiner, seitens des Glücks, trat ein, daß er ein gesegnetes Glückskind zu sein schien. Denn noch war der Bescheid auf das Bittschreiben nicht eingetroffen, da wurde schon festgesetzt, man wolle im traurigsten Falle eine Collecte für den bußfertigen Dorfbarbier sammeln und ihm die Möglichkeit der Bezahlung etwaiger Proceßkosten erleichtern. Im Vereinslocale aber wurde außerdem noch folgender Vertrag abgeschlossen. Der frühere wohlbestallte Dorfbarbier ist von jetzt an wiederum in alle seine Rechte eingesetzt, also daß er wieder wie früher die Bärte abnehmen und Haare verschneiden darf. In Folge einer besondern Erklärung sämtlicher Vereinsmitglieder übt besagter Dorfbarbier die Praxis bei sämtlichen Mitgliedern einzig und allein aus. Dafür nimmt er seinen Rivalen, Herrn Zlink, — so hieß der Barbiergehilfe, welcher Herrn Zeißig in der

letzten Zeit um alle Praxiſ gebracht hatte — in Dienſt, läßt dieſen die gröbere Barbierarbeit verrichten und widmet ſich ſelbſt immer mehr und mehr der homöopathiſchen Arzneimittellehre, zu deren Erlernung ihm das Vereinsmitglied und gegenwärtig ſtellvertretender Director Herr Roland unentgeltlich Unterricht ertheilen wird.

Noch triumphirte Herr Zeißig über die dem Vertrage beigefügte meiſterhafte Unterſchrift, da traf von einer hohen Behörde ein großes Schreiben ein, welches folgende intereſſante Verfügung enthielt. In Folge der Fürſprache, welche der Lehrer Roland dem Dorfbarbier Zeißig, wenngleich unverdienter Weiſe hat zu Theil werden laſſen und mit Verückſichtigung der wie es ſcheint, großen Beſchränkung des v. p. Zeißig, ſoll die wegen Verleumdung über den bewußten Zeißig verhängte Geldbuße niedergeſchlagen werden.

Großer Jubel herrſchte ob dieſer Verfügung im Vereinslocale, man veranſtaltete trotz des glücklichen Erfolges des Bittſchreibens eine Collecte und überreichte dem gerühmten Dorfbarbier ein Geldgeſchenk von zehn Thalern neſt ſeiner Ernennung zum dienſtleiſtenden Adjutanten des Vereins. Als ſolcher reiſte er nach Verhältniß der Krankheitsfälle wöchentlich einmal oder mehrmals in die Stadt zu dem homöopathiſchen Arzte, unter deſſen ſpecieller Obhut der Verein ſtand. Denn wenn auch Roland im Geheimen, namentlich an kleinen Unpäßlichkeiten ſeine Kenntniſſe erprobte, ſo überließ er doch die ſchwierigern Fälle, ſchon um ſich der wiederholten Gefahr einer Anklage nicht auszuſetzen, der Erfahrung und Geſchicklichkeit des Arztes. Herr Zeißig nun verſtand vermöge ſeiner Zungenfertigkeit die Aufzählung der von ihm namhaft gemachten Krankheitsſymptome ſo vortrefflich, daß der Arzt an der Wahrheit der Beobachtungen nicht den mindeſten Zweifel hegte, ſondern vertrauend auf Rolands ſchon vielfach erprobte Tüchtigkeit hinſichtlich der Erkennung von wichtigen Krankheitsſymptomen, die Wahl der Medicin beſtimmte. Und welche Freude für den homöopathiſirenden Lehrer, wenn nun der Arzt dieſelben Mittel verordnete, welche er ſelbſt ſchon vorläufig als die zweckentſprechenden namhaft gemacht hatte!

Nicht läugnen läßt ſich, daß der Verein ſeit Zeißigs Beitritt an Glanz bedeutend gewann. Sein Herzenswunſch war nur, es möchten recht viele Menſchen

ipeca bedürfen, damit er recht oft in die Stadt wandern könnte! Leider müſſen wir dem ehrenwerthen Herrn nachreden, er habe ſich durch den Gebrauch des Wortes ipeca als zur ungebildeten Maſſe gehörend, bezeichnet. Denn wie auf ſie das Unausſprechbare gewöhnlich einen ſtarken Zauber ausübt, ſo fühlte ſich auch Zeißig an das für ihn unausſprechbare Wort ipecacuanha gefeſſelt. Sobald er es nach vielen vergeblichen Verſuchen glücklich dahin gebracht hatte, die erſte Hälfte ipeca ausſprechen zu können, ſtachelte ihn die Freude an dem ſchönen Klange des Wortes ſtets nur, ſich des Theils für das Ganze bedienend, anſtatt von Arznei von ipeca zu ſprechen. Was er that, wo er ging und ſtand, überall war ipeca ſein Loſungswort und wie oft ihm auch Roland den Zahn ausreden wollte, ipeca galt ihm gleichbedeutend mit homöopathiſcher Medicin.

Wie vor dem zwiſchen Breithaupt und Zeißig, ſo beſtand jetzt zwiſchen Zeißig und Roland eine Buſenfreundschaft und zwar ſo uneigennützigter Natur, daß Herr Zeißig ſeine junge Liebe zu Amalie dieſer Freundschaft opferte. Ja er ſprach dem liebeschwachtenden Roland Muth ein, denn gleich wie der Sünder Breithaupt dereinſt noch, wenn auch erſt ſehr ſpät befehrt werden würde, ſo würde er auch noch Amalie die Seinige nennen.

Dabingestellt bleibe, wer größere Qual empfand, ob Roland oder Amalie. Weinend ſaß ſie zum großen Verdruſſe des Vaters dabeim und gedachte der ſchönen Stunden und lieblichen Geſpräche im Hölzchen, jener Zusammenkünſte, welche Veranlaſſung zu zwei blaugrünen Raſen werden ſollten. Schrecklich für die Geliebte, wenn ſie den Heißgeliebten weder ſprechen noch ſehen darf, wenn ſie wie Amalie von zwei väterlichen Argusaugen behütet und jeder ihrer Tritte beargwöhnt wird. Wenn dann ein treuer Freund ſeinen Rath und ſeine Hilfe ſpendet, wenn durch ſeine Mühe die dürre Steppe der Liebe einigermaßen erträglich gemacht wird; dann geht für die Liebenden ein Hoffnungsſtern auf, und denſelben Augen, welchen noch kurz zuvor verzweifelnde Blicke entglitten, entſprühen Funken der reinſten Sonne. Ein ſolcher Hoffnungsſpender erſtand für Romeo von Schallbauſen in der Geſtalt des Dorfbarbier Zeißig; dieſer Herr Zeißig, welcher aus Wohlgefallen an romantiſchen Abenteuern in ſeinen jungen Jahren all,

nächtlich nur von Räuberbanden, Gespensterpfuf, Entführungen und dergleichen aus der modernen Welt verbannten Thatsachen und Erscheinungen geträumt hatte, vermittelte einen Briefwechsel zwischen den Liebenden; ja, was vielleicht unglaublich scheinen möchte, stellte die Zusammenkünfte im Hölzchen wieder her. Und da jetzt kein Verräther Nachricht an den Vater brachte, da vielmehr ein Zeißig seine Zittiche über die Liebenden breitete, um sie vor den Blicken mißgünstiger Lauscher zu verbergen, so gestaltete sich die Zukunft der einander hoffnungslos Liebenden wieder ein wenig günstiger.

Daß sich die Zukunft nicht ganz ungünstig gestaltete, verschuldete des Vaters Energie wahrlich nicht; denn alles Grustes ging er auf Jagd nach einem Schwiegersohne aus. Aber die Bosheit der Menschen machte ihm stets einen Strich durch die Rechnung. Denn wo Herr Breithaupt anklopfte, da fand er theils schon verschenkte, theils gegen Liebe gleichgültige Herzen. Seine letzte Hoffnung beruhte auf dem Apotheker. Denn dieser junge Mann war ein Heirathskandidat erster Klasse, besaß viel Vermögen, betrieb ein sehr einträgliches Geschäft und eignete sich zu einem Schwiegersohne des Doctor Breithaupt wie kein anderer Heirathskandidat in der Stadt. Aber auch hier erntete er von seinem Antrag nur Spott und Hohn.

Wahrlich auf das sorgenschwere Breithaupt'sche Haupt hingen die Unglückswolken tiefer als je herab. Im gleichen Grade als sich Herr Zeißig auf die Höhe des Ruhmes schwang, ging es mit dem Doctor abwärts. Verblühen war der Stern, welcher bisher das Tropfengeschäft beleuchtet hatte, verschwunden die Praxis bis auf wenige Mütterchen, leer die Kasse bis auf abgeschabte Groschen und Dreier. Und nun fuhr auch noch ein Donner Schlag herab auf das Breithaupt'sche Haupt. Eine Verfügung von einer hohen Behörde gebot die Zahlung einer namhaften Summe als Strafe für die Unglücksanlage gegen Roland. Wie und wann sollte der Riß im Geldbeutel, den dieses Gebot ausführte, wieder geheilt werden! Denn hätten nicht des Doctors Uebereidungskünste die milden Herzen einiger guten Freunde zur Vorstreckung der Summe erlösen, so wäre über den unglücklichen Doctor Execution oder gar Gefängnißstrafe verfügt. Und trotzdem konnte er

sich noch glücklich preisen, daß sich seine Schuld mit Geld sühnen ließ. Denn dem Urtheilsspruche fand sich der Bescheid beigefügt: in der Hoffnung, daß sich der Doctor diesen Vorfall ad notam nehme, wolle man es für dieses Mal mit einer gelinden Strafe bewenden lassen, obgleich sein Vergehen eigentlich eine viel härtere Abndung erheische.

Bei solchen trüben Aussichten, wie sie dem Doctor Breithaupt stündlich vor Augen traten, war eine Sehnsucht nach den roßigen Gefilden Amerikas wohl berechtigt.

X.

Schweißtriefend kam eines Nachmittags Herr Zeißig in Rolands Bohnzimmer geeilt. Kaum vermochte er in Folge des raschen Ganges die Worte hervorzustoßen: „dies bedeutet etwas Außergewöhnliches,“ während er in seiner Rechten einen zierlich gefalteten Brief hielt. Mit zitternder Hand erbrach ihn der Lehrer. Denn schon die Aufschrift nannte ihm die Absenderin — Amalie.

Nur wenige Zeilen meldeten dem Geliebten den schnell gefaßten Entschluß ihres Vaters, eine Reise von acht Tagen zu unternehmen, deren Theilnehmerin sie sein sollte. Aber kein Wort gab über den Grund und das Ziel derselben Auskunft. Sobald die erste Bestürzung gewichen war, erschöpften sich Beide in Vermuthungen, welche in ihrer Grundlosigkeit nur noch zur Vermehrung des Schreckens beitrugen. Denn Herr Zeißig, der achte Weltweise, hätte seinen Kopf darauf verwetten mögen, der banferotte Doctor wolle in Amerika eine neue Heimath suchen. Ohne zu bedenken, welche trostlose Aussicht er dem neumodischen Romeo durch dergleichen jämmerliche Aussichten eröffnete, entwarf er ein heiteres Bild von den muthmaßlichen Schicksalen des Doctors während seiner Ueberfahrt, setzte als gewiß seine Brodlosigkeit im andern Welttheile voraus, falls er keine Hausapothek mit hinübernehme und stellte schließlich den unbeweisbaren Lehrsatz auf: Herr Dr. Breithaupt werde als Opfer eines Sklavenhändlers unter der Peitsche eines unmenschlichen Sklavenaufsehers den wohlverdienten Lohn für seine Verehrung der Allopathie empfangen.

„Aber wie sollte sich unter diesen Verhältnissen

das Schicksal der unglücklichen Julia gestalten!? — Diese Frage hatte der Vermuthungen aufstellende Dorfbarbier nicht in Ueberlegung gezogen. Da galt es, um Gewißheit in das Gewirr von Ansichten zu bringen, die Spionskünste aufwenden. Und wirklich gelang es Herrn Zeißig auszufundschaffen, daß der Doctor den Gedanken an Auswanderung zwar schon gefaßt, aber vorläufig noch in den Hintergrund geschoben habe. Jedoch Zweck und Ziel der Reise blieben nach wie vor in undurchdringbares Dunkel gehüllt. Denn der Doctor traf zu ihr die Vorkehrungen in großer Verschwiegenheit, ließ selbst der Tochter nur so viel Anschluß zukommen, als unbedingt nöthig war und peinigte sich mit einer Eiferthätigkeit, als stände ein großes Glück auf dem Spiele, dessen Verlust schon ein kurzes Zögern nach sich ziehen könnte. Diese Ungewißheit mochte auch wohl Amalies wehmüthige Gemüthsstimmung hervorgerufen haben, von der ja die Zeilen sprechendes Zeugniß ablegten. Wie bestig mußte Roland von dieser Nachricht beängstigt werden, stand er doch auch im Begriff, eine Reise von Tagen zu einem guten Freunde zu machen. Und nun sollte er ohne Abschied von Amalie verreisen.

Bekommenen Herzens schritt er daher in Begleitung des Dorfbarbiere und jetzigen Vicedirectors des homöopathischen Vereins Zeißig an den dichtverhängten Fenstern der Breithaupt'schen Wohnung vorbei dem Postamte zu. Einigen Trost jedoch schaffte ihm die Aussage eines Postbeamten, daß der Doctor seine Reise nach einer Poststation gerichtet habe, welche nicht fern von Rolands Reiseziel liege.

So nahm denn der Held Roland von seinem Busenfreunde mit abnungsichwerem Herzen Abschied, als gälte es die Todesreise antreten, und beendete die Fahrt ohne weitem erwähnenswerthen Unfall, als daß die Hausapothekenmedicin fünf Mal einen kleinen Anfall von Schwindel beseitigen mußte. So freundlich auch die Aufnahme bei dem Freunde war, so oft sich auch Gelegenheit bot, der leidenden Menschheit mit Rath und That beizustehen; eine ihm selbst unerklärliche Sehnsucht zog ihn nach Schallhausen zurück. Fünf Tage unterdrückte er seine Herzensunruhe; am sechsten aber ertrug er sie nicht mehr. Er wanderte zu Fuß nach der Poststation, auf der er zuerst Amalies Bekanntschaft gemacht hatte und be-

gab sich in das Passagierzimmer, um die Abfahrt der nach dem Städtchen X. fahrenden Postkutsche abzuwarten. Eingetreten glaubte er von einem Schlage getroffen zu werden. Denn vor einem Bilde stand eine Dame, mit dem Rücken ihm zugekehrt, so daß sie die Eintretenden nicht sehen konnte. Die große Aehnlichkeit ihrer Gestalt und Kleidung mit der Amalies bestimmte ihn, nahe an die Dame, zu treten; ja so nahe, daß er nur die Arme auszubreiten brauchte, als sie sich, durch die neben ihr erschallenden Tritte bestimmt, umsaß, um die nach einem kurzen Schrei Umsinkende aufzufangen. In seinen Armen lag wirklich Amalie. Der Schreck bei dem Anblick des ferngegläubten Geliebten verbunden mit der Erschöpfung von einem zweistündigen scharfen Gange zogen ihr eine leichte Ohnmacht zu. Aus der Zimmerecke kam der Doctor Breithaupt herzugesprungen, zähneknirschend die Worte hervorstoßend: „Das ist die Folge der engen Kleider; aber die Mädchen nehmen einen guten Rath nicht an!“ — Doch wie gelähmt blieb er plötzlich stehen, als er Roland erkannte, sei es, daß ihn gleich Amalie Bestürzung befiel, sei es, daß er Roland jetzt als einen Hoffnungsanker betrachtete. Ohne Einrede ließ er das Unerhörteste geschehen. Denn jener zog die Hausapothek und schüttete der Ohnmächtigen ein Pulverchen auf die Zunge. Bewunderung zeichnete des Doctors Gesichtszüge, als Amalie fast augenblicklich nach der Einnahme der Medicin, seiner Ansicht von der Wirkungslosigkeit der homöopathischen Mittel entgegen, die Augen aufschlagend ausrief: „Wo bin ich?!“

„In meinen Armen,“ erwiderte Roland treuherrlich, während er sie zum Sopha geleitete.

Dieser Scene folgte eine ängstliche Pause. Weder Breithaupt noch Roland wollte das Schweigen brechen und selbst Amalie vergaß einen Dank zu sammeln. Da trat der Postillon ins Zimmer, welcher Roland und Amalie schon einmal gefahren hatte, und meldete die in fünf Minuten erfolgende Abfahrt der Postkutsche. Schweigend nahmen die drei ihre Plätze ein. Der Doctor saß in der einen, Amalie in der andern Ecke; ihr gegenüber auf dem Rücksiße Roland.

An des Doctors Seele mochten wohl trübe Bilder vorüberziehen. Mißmuth verdüsterte seine Blicke und Sorgen hingen in den großen Stirnfalten. Ge-

rechtfertigt aber wurde seine Gemüthsstimmung hinlänglich durch den Nichterfolg seiner Reise. Mit der Hoffnung, die einträgliche Stelle eines Kreisarztes in einer mittelgroßen Provinzialstadt zu erhalten, war er ausgereist und mit den trübsten Aussichten kehrte er heim. Man hatte ihm einen ganz jungen Mann vorgezogen, ihn aber so lange in der Stadt mit nutzlosen Versprechungen zurückgehalten, bis das mitgenommene Reisegeld fast ganz aufgezehrt war. Er brütete jetzt in der Wagenecke über keinen schlechteren Gedanken, als über den, demnächst wirklich auszuwandern zu wollen. Dieser trübe Gedanke vermischt mit der Mahnung eines leeren Magens — denn um das Fahrgeld bezahlen zu können, hatte er sich den Tag über mit sehr wenig Brod und Semmel begnügt — mußte in seinem Herzen eine der Verzweiflung nahe, oder eine zur Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit geneigte Stimmung hervorrufen. Plötzlich nach halbstündiger Fahrt brachen sich die düstern Gedanken in einer starken Unpäßlichkeit Bahn; der Doctor wurde von einem Schwindel befallen. Doch es stand ihm der Cherub in der Gestalt des Herrn Roland zur Seite. Dieser sein Erzfeind streckte die Hand aus, und der Halbbohnmächtige ergriff sie. Ja noch mehr! Als ächter Samariter zog jener seine Hausapotheke und reichte dem Doctor ein Pülverchen. Die Herzensangst des vom Unwohlsein Befallenen machte alle Rücksicht auf allopathische und homöopathische Kur schwinden und ließ das Mittelchen auf die Zunge führen.

„Wehe Dir Doctor Breithaupt! Denn mit der freiwilligen Einnahme der Teufelsmedicin verfielst Du unrettbar der Homöopathie.“

„Fünf Minuten und der Anfall ist beseitigt,“ tröstete Roland die geängstigte Amalie. Und in der That schon kurzer Zeit erwachte der Doctor zu einem neuen, das heißt homöopathischen Leben. Ein Räthsel bleibt es, auf welche Weise in ihm die Sinnesänderung vor sich gehen konnte. Er preßte Rolands Rechte zwischen seine gefalteten Hände und sprach, sie heftig schüttelnd, mit zitternder Stimme: „Ich wandre aus!“

„O nein! Thun Sie es nicht!“ lautete die abmahrende Antwort.

„Hier im Lande ist meine Laufbahn beendet!“

„O, die Homöopathie,“ flüsterte Roland.

„Wie!“ rief der Doctor, als falle von seinen Augen eine Decke, die ihn bisher zu sehen verhindert habe — „ich bin über die Wirkung so weniger Körnchen erstaunt! sollte die Homöopathie doch mehr als Quacksalberei sein!“

Roland triumphirte, Amalie seufzte, der Doctor räusperte sich; es folgten liebevolle Auseinandersetzungen, Versprechungen, Bitten; und noch bevor der Postwagen die Zwischenstation erreicht hatte, waren Breithaupt und Zeisig versöhnt. Ja der Doctor gab den Gedanken an Auswanderung als einen unsinnigen auf, dafür aber das feste Versprechen flüsternd, demnächst sich der Homöopathie zuwenden zu wollen in der Hoffnung, es möchten sich ihm alsdann die bisher vergeblich gesuchten goldenen Berge eröffnen.

Wohl hatte Roland bemerkt, daß an den Magen seiner Mitreisenden der Hunger nahe. Daber ließ er auf der Zwischenstation ein frugales Mittagbrod aufstischen und vertrat Wirthsstelle so vortrefflich, daß Breithaupt seiner homöopathischen Erörterung ohne Grollen zuhörte. Erneuert wurde beim Glase Wein das schon im Wagen gegebene Versprechen gegenseitiger Freundschaft; Roland warb feierlich mit einer improvisirten Rede um Amalies Hand und sie fiel unter des Vaters Augen nach seiner Gutheißung als Braut in Rolands, des Ueberglücklichen Arme.

Glücklich landete das Kleeblatt in dem Städtchen an. Herr Zeisig, der unermüdlche dienstthuende Adjutant des Vereins, empfing seinen Busenfreund Roland mit einer herzvollen Umarmung und der Meldung, daß sechs Patienten nach ipeca verlangt hätten. den Doctor aber bewillkommte er mit einem entsetzlichen Grollen und Knurren. Doch als er den Vorfall während der gemeinschaftlichen Reise erfuhr, als Breithaupt seine Befehring selbst bestätigte, als Roland Amalies Arm in den seinigen legte, und sich der Doctor an seines Schwiegersohnes linken Arm hing, da hielt der Dorfbarbier seinen Jubel nicht länger zurück. Er rief: „ipeca soll leben!“ so oft und so laut, daß ihn die Vorübergehenden für wahnsinnig erklärten. Doch ohne die Meinung der Stadtbewohner zu würdigen, sprang er um den Doctor herum, hing sich an seinen freien Arm und erneuerte die Busenfreundschaft mit dem würdigen Herrn unter lauten Aclamationen, damit die Stadtbewohner von dem Ereignisse auch ja Notiz nehmen möchten.

So wanderten denn vier glückliche Seelen der Breithaupt'schen Wohnung zu; vier Seelen, verbunden durch die Allgewalt der Liebe und Freundschaft, geläutert durch das Feuer der Feindschaft und vor jedem Unfall geschützt durch Herrn Rolands Hausapotheke, welcher jedenfalls die Diewise gebührte: es lebe die Homöopathie!

St. Florent.

(1789)

Von Adolf Stern.

Den Park umfängt De'obernacht, die Herbsteswinde ziehen, —
Im Saale zu Versailles tauscht's von Grotto's Melodien,
Zu eines Festmahls buntem Glanz erklingt es hunderttönig,
Und halt an goldbedeckter Wand: „o Richard, o mein König!“

Verbrüder't beim Burgunderwein sind Führer heut und Gardes,
Da schmückt sich jubelnd Hut und Brust mit Lilien, mit
Cocarden,

Indessen man mit Füßen tritt auf der Portale Schwellen,
Die neuen Farben von Paris, die Farben der Rebellen.

Da spricht der Born aus jedem Mund, da glüht vor allen
Andern

St. Florent, der das Banner trägt des Regimentes Flandern;
Er spricht im Rausch, doch ist's kein Rausch wie er dem
Wein entstammte,

Nein, der Begeisterung vollste Gluth in seinen Augen
flammte.

Sie giebt der Rede Schwung und Gluth, vereint sich seinen
Worten,

Sie treibt vom Sitz ihn als es schallt: „der König!“ an
den Pforten;

Sie ist, die ihn vergessen lehrt der Sitte strenge Schranken,
Er drängt sich hin zum Königspaar, er raunt: „hier gilt
kein Wanken.“

Der König überschaut das Fest mit Blicken, hastig scheuen,
Doch siegesstolz begrüßt das Aug der Königin die Treuen,
Und St. Florent, er beugt sein Haupt, die hohe Frau zu
grüßen,

Dann aber sinkt er auf die Knie dem Könige zu Füßen.

Er ruft, vom Staunen unbeirrt, mit stehender Geberde:
„Ein Wort, mein König, sprich ein Wort, so steigt Dein
Heer zu Pferde;

D, möchtest Du uns gen Paris noch diese Stunde führen,
Daß länger nicht am Aufruhrheerd den strecken Taumel schüren,“

„Daß morgen wehn von Notre Dame aufs neu die Lilien-
fahnen!

Mein König führ uns gen Paris, gedenke Deiner Ahnen!
Zum Sterben sind wir all bereit; o König zieh den Degen.
D gieb Befehl! Zu Roß! Und Gott ertheilt uns seinen
Segen.

Die Königin, sie nickt voll Huld dem jungen kühnen Sprecher,
Im Saale aber braust es laut zum Schalle aller Becher:

„Auf gen Paris! Das Schwert es klirrt und uns're Rosse
scharren;

Da spricht der König ruhig, kühl: „laßt uns bis morgen
harren.“

Der Unmuth seine Schatten zieht im Kreis auf allen Mienen,
Doch St. Florent wird todtbleich, und lispelt grimm „Zu
dienen!“ —

Dann springt er auf und eilt hinweg aus all dem Glanz-
gepränge,

Schwer athmet er, als ihn umweht die Luft der Marmor-
gänge.

Er preßt die feberheiße Stirn in seine Hände großend,
Er ruft im Tone tiefsten Wehs: „o hätt gewaltig rollend
Wie Gottes Donner, König, Dir mein ins Ohr geklungen,
In dieser Nacht, zu dieser Stund, Du hättest den Sturm
bezwungen!“

„Nun ist's zu spät! Was nun geschieht, ich seh' es klar, mit
Grausen:

Ob eurer Zagheit wird die Fluth des Bluts zusammenbrausen,
Ihr war't es, die ihr nie den Damm, ja heut ihn selbst
nicht wolket,

Zu zeigen bleibt der Treue nur wie ihr nun sterben solltet!“

„Beginnt aufs neue euer Fest! Harrt in Geduld bis morgen:
Ha, — daß der Morgen kommen wird, daß traget keine
Sorgen,

Doch besser wärd er läme nie! D daß ich's möchte wenden;
Doch hab ich ja nur Fährdriehstrang! Auf, auf, wir wollen's
enden!“ —

Im Saale tönt der Jubel wild, der Glanz nach außen
dringet,

Manch freudvolle Melodie weit in die Nacht hin klinget,
Und St. Florent tritt in den Park, die nächtigen Rebel
wehen

Ihm um das Antlitz feucht und kühl. Entschlossen bleibt
er stehen,

Da, wo von hundert Fenstern Licht erhell't des Raubes
Schatten. —

Run kracht ein Schuß — und St. Florent sinkt in die
Rasenmatten,
Dann wird ein Scufzen übertäubt, ein Stöhnen, ein gelindes,
Vom wilden Rauschen der Musik und des Octoberwindes.

Bogumil Dawisons Gastspiel auf dem Hoftheater zu Berlin.*)

Von E. M.

Nachdem man lange auf das Gastspiel des Herrn Dawison aus Dresden gewartet, nachdem sogar die Befürchtung, der Künstler werde gar nicht nach Berlin kommen, einige Wahrscheinlichkeit erhalten hatte, sind nun endlich die Festabende gekommen, die auch das Berliner Publikum mit diesem Mimen erster Größe bekannt machen sollten.

Es war am Sonnabend den 9. Juni, als sich zum Schauspielhause eine Schaar drängte in einer so freudigen Erwartung, so begierig zu hören und zu sehen, wie sie seit den Zeiten des ehemals hier so hoch gefeierten Seydelmann nicht mehr stattgefunden haben soll. Um dem Andrang des Publikums nur einigermaßen zu genügen, war das Orchester geräumt, eine Maßregel, die bis jetzt bei dem jedesmaligen Auftreten Dawisons festgehalten ist. Niemand beklagte den Mangel der Musik in den Zwischenacten, Niemand entbehrte sie, man war einzig nur mit dem Stücke und dem Gaste beschäftigt. Wohl nur sehr Wenige mochten ihn schon kennen und wer ihn kannte, war gleichfalls auf sein erstes Erscheinen gespannt. Hamlet war seine erste Rolle. Stumm und kalt wurde er empfangen, es rührte sich auch nicht eine Hand zum Applause. Mich freute es, daß dies der Fall war, denn desto glänzender wurden seine nachherigen Siege, desto herzlicher die Beifallsäußerungen des Publikums.

Man betrachtet dieses Gastspiel als epochemachend, und in der That, dem ist so. Die Kritik betrachtet des Gastes Leistungen von dem absoluten Standpunkte des

*) Eben bei Gelegenheit des Bogumil Dawison'schen Gastspiels auf der Bühne zu Leipzig hatten wir die Absicht, einen längern Artikel mitzutheilen. Da derselbe ausblieb, ergreifen wir die Gelegenheit durch den Aufsat un'ers geachteten Berliner Correspondenten einige un'rer Ansichten über Bedeutung und Werth von Dawison's Künstlerthätigkeit, die jedenfalls eine epochemachende ist, mitzutheilen.

E. M.

Vollendeten, sie sucht in jeder Geberde, in jedem Tone, in jedem Worte Verwerfliches, sie legt selbst die kleinste unbedeutendste Nuance auf die Goldwage, nur um vor dem Geständniß, daß Dawison Scenen von der hinreißendsten Vollendung gegeben hätte, erst noch die weisse Rieme des Tadelnden, des Rathgebers ziehen zu können. Im Voraus sei bemerkt, daß wie die Theilnahme des Publikums, so auch der Erfolg des Gastes in den bis jetzt gezielten Rollen ein fast unerhörter ist. Darin stimmen Alle überein: Dawison ist einer der größten Schauspieler unter allen Schauspielern der Vergangenheit und Gegenwart und nur in dem: „wie er es ist“, gehen die Meinungen auseinander. Es handelt sich neben der speciellen Anerkennung des Künstlers ganz besonders noch um eine Frage: nämlich um die Berechtigung oder Unzulänglichkeit, um den Sieg oder die Niederlage seiner Darstellungsweise. Schon jetzt hat sich ein Streit für und wider dieselbe erhoben und sehr leicht möglich, daß er sich mit dem Verlauf des Gastspiels noch steigert. Daß durch Einführung der nach Naturwahrheit ringenden Weise Dawison's eine Umgestaltung der ganzen bisherigen Schauspielweise erzielt werden könnte, müssen auch diejenigen einräumen, welche sie nicht für den Gipfel des Künstlertbums anerkennen wollen. Indessen aus allen über Dawison hier gefällten Urtheilen geht hervor, daß man hinsichtlich des ihn allein Charakterisirenden, hinsichtlich seiner Absichten und der für sie verwendeten Mittel noch nicht ganz im Klaren ist.

Wir glauben dem Zwecke dieser Zeilen am besten zu entsprechen, wenn wir zuerst unparteiisch lobende wie tadelnde Urtheile, wie er sie hier erfahren hat und noch erfahren wird, zusammenstellen und am Schlusse die große Bedeutung des Künstlers auseinandersetzen. Der Kritik zu Ehre sei gesagt, daß sie, wenn sie auch im Allgemeinen ziemlich hart und in Einzelnem ganz ohne Grund verwerfend auftritt, es sich doch angelegen sein läßt, in die Art und Weise der Darstellung einzudringen.

Wir wollen also berichten, was man hier an Dawison's Leistungen zu loben und was zu tadeln findet, bemerken aber zugleich, daß es nichts Unschicklicheres giebt, als seine Gebilde von vornherein mit der kritischen Brille zu betrachten und förmlich Jagd auf verfehlte oder ungenügende Nuancen zu machen; daß es nichts Lächerlicheres giebt, als einen Felsen herauszugreifen und an ihn außerhalb des Zusammenhangs das kritische Messer

zu legen. Hier wie dort zeigt man nur, daß es nicht darum zu thun ist, die Leistung als Ganzes zu würdigen, daß man sich von vornherein dem Künstler gegenüber in eine feindliche Position setzt, weil Einem die Fähigkeit oder die Aufrichtigkeit abgeht, des Künstlers Intentionen als berechtigt zu erkennen oder gelten zu lassen.

Der Gastrollencyklus umfaßt die Rollen des Hamlet, Carlos im „Clavigo“, Bonjour in „Wiener in Paris“, Marc Anton in „Julius Cäsar“, Marinelli, Mephistopheles, Othello, Franz Moor. Mit Bedauern vermissen wir den Richard III., der ausgeschlossen bleiben mußte, weil ihn der Künstler nach einer andern als der hier gebräuchlichen Einrichtung studirt hat.

Das Endresultat über die Bedeutung des Künstlers hat ein hiesiger, gegenwärtig ganz einflußloser Kritiker dahin festgestellt, daß Davison war ein großer Virtuose, keineswegs aber ein aus dem Vollen schaffender dramatischer Künstler sei. Andere geben nicht so weit; sie räumen seine hohe Meisterschaft im Einzelnen ein, wollen dagegen die Leistungen als Ganzes nicht als vollendet gelten lassen, d. h. sie vermissen die Einheit der Darstellung. So stützt sich das Urtheil ab, und es giebt auch einen nicht geringen Theil des Publikums, der mit seiner Art und Weise vollständig einverstanden, durch seine Leistungen vollständig befriedigt ist. Wie überall, so hat Davison auch hier die diametral entgegengesetzten Urtheile erfahren müssen. Es ist dies nichts Zufälliges, sondern noch vielmehr für seine Künstlerschaft sprechend, in seiner eigenthümlichen Darstellungsweise begründet. In einem Lobe dagegen stimmen Alle überein, daß er sein von Natur keineswegs sehr umfangreiches Organ meisterhaft zu verwenden wisse, daß er die Sprache mit größter Vollendung handhabt, selbst die feinsten Nuancen und Schattirungen des Gesühlsausdrucks mit einer kaum gehörten Wahrheit wiedergeben könne. Hieran knüpft man das Lob seines Strebens nach Naturwahrheit, seines Bemühens, unnatürliche Charaktere menschlicher zu machen und den Anschauungen der Gegenwart näher zu bringen. Hiermit glaubt man im Allgemeinen Davisons Vorzüge und Verdienste erschöpft zu haben; man glaubt seine Bedeutung allein in den Außerlichkeiten, in dem vollendeten Gebrauche der Sprache zu finden und läßt sich durch das Gravirende dieses Gebrauchs von einem tiefern Eingehen auf seine Leistungen abhalten. Weil man sich

die Mühe nicht nimmt, der Leistung des Künstlers von Anfang bis zu Ende mit gläubigem Herzen zu folgen, weil man allein auf die virtuose Seite des Künstlers, die Handhabung der Sprache blickt; so entgeht Einem das tiefere Verständniß der Leistung, man vermißt die Einheit, rühmt Einzelheiten und tadelt das Ganze als Ganzes, mäkelst auch an der Auffassung und nennt Davison schließlich einen Virtuosen, der bei seinem Streben nach realistischer Darstellung die ideale Seite ganz fallen lasse und seine Stärke in der Hervorkehrung scharfsinnig ausgeklügelter, sogenannter geistreicher Pointen suche. Der Darstellung des Hamlet gesteht man einzelne großartige Momente zu, die aber zum Ganzen in keinem vollen Zusammenhange ständen; den Carlos im „Clavigo“, hält man für nicht fein genug gezeichnet (NB. in dieser Rolle hat Davison fortwährend den Vergleich mit Seydelmann aushalten müssen); im Marc Anton im „Julius Cäsar“ findet man zu wenig den Römer; dem Marinelli spricht man eine klare Auffassung, eine scharfe Darstellung ab; Mephistopheles entbehre des eigentlich teuflischen Elements, er sei zu menschlich gehalten (hier wieder Seydelmann als vollendetes Muster aufgestellt); im Othello wolle zu wenig südändisches Blut, das Dämonische der Leidenschaft komme namentlich im letzten Act zu wenig zum Durchbruch; dem Franz Moor läßt man im 5. Acte volle Gerechtigkeit widerfahren, spricht ihm dagegen in den ersten Acten den eigenthümlich titanisch bössartigen Charakter ab und indem man den Bonjour in „Wiener in Paris“, als eine wirkliche Meisterleistung rühmt, so sucht man aus dieser Vollendung in der kleinen Rolle nachzuweisen, daß Davison im Kleinen, in der Gestaltung einer einzigen pointenreichen Situation groß sei, in der consequenten Durchführung eines großen Charakters aber der schöpferischen Kraft entbehre. —

So weit die Urtheile der Kritik. Wir wollen versuchen, diese Urtheile zu beantworten und zugleich ein Bild des großen Künstlers zu entwerfen. Das über den Bonjour Gesagte lassen wir vollständig gelten; auch wir bezeichnen diese Leistung als so vollendet, wie sie gegenwärtig in Deutschland von den ersten Künstlern nur in sehr seltenen Fällen, vielleicht gar nicht gegeben wird. Aber wie, wenn wir nun den umgekehrten Schluß ziehen, als die Kritik? Wenn wir behaupten, als Bonjour habe Davison hinlänglich gezeigt, daß, wenn er große Charakterrollen nach der gewöhnlichen Manier

spielen wollte, er es so meisterhaft wie irgend Einer können würde? Wie, wenn er diese Manier verschmäh, weil er etwas Größeres geben will, weil er die Darstellung eines zu entwickelnden Charakters in etwas Anderem findet, als in der Reducirung auf eine einzige, wenn auch große Situation? Wir sagen Situation! — Nun ja; was thut jene Manier, jene Manier, die Alles auf eine mit Händen greifbare Einheit der Auffassung giebt, stets die aus der Rolle herausgeflügelten Charaktereigenschaften hervorkehrt und die Gesamtheit dieser Eigenschaften die Hülle sein läßt, in die das Ganze wohl oder übel passen muß? — Sie verwischt alle Farben, die nicht zu dieser Gesamtheit stimmen wollen, sie muß alle schroffen Gegensätze abschleifen, scheinbare Absprünge und Widersprüche ausmerzen, damit der Charakter bis zur Größe der Hülle zusammenschrumpfe. Wer leugnet, daß in den Händen eines Meisters nach dieser Weise die vollendetsten, aufs Höchste consequent durchgeführten Charakterzeichnungen entstehen können! Legt man nun aber an sie den Maßstab des wirklichen Lebens, überträgt man die Motivirungen, das In- und Nebeneinanderwirken dieser Charaktere aus dem Lampenlicht der Bühnen in den Sonnenschein der menschlichen Wirklichkeit, was bleibt dann? — nicht als Zerrbilder des menschlichen Lebens, nicht als Scheinmenschengestalten, die durch oder eben wegen der consequenten, einseitigen Charakterzeichnung mit den größten Unmöglichkeiten genährt sind. Und was ist dagegen das Höhere, dem Dawisons Darstellungsweise nachstrebt? — Es läßt sich zunächst in den Worten Hamlets ausdrücken: „der Natur gleichsam den Spiegel vorzubalten.“ Dawison hat sich das Ziel viel höher gesteckt als diejenigen, welche die consequente Durchführung eines Charakters für das Höchste preisen. Er will nicht Charaktere, sondern Menschen geben. Sehr richtig bemerkt daher ein hiesiger Recensent — leider ist er aber der einzige, der endlich nach vielem Hin- und Herreden der andern Kritiker das erste und größte Verdienst Dawisons zum Ausgangspunkt der Beurtheilung macht: — „Dawison läßt seine Charaktere erstehen“ (es ist dasselbe was wir oben ausführlicher nannten) „daher“ (wir wünschten, daß sich alle eigenfönnigen Kritiker die folgenden Worte zehnfach unterstrichen) „kommt es, daß seine Leistungen dem oberflächlich theilnehmenden Zuschauer zuerst farblos erscheinen.“ — Dem oberflächlich theilnehmenden Zuschauer freilich

wird es nie einleuchten, daß wirkliche Menschen darzustellen weit schwerer ist als Charaktere, daß das Feld des Darstellers von Charakteren ein begrenztes, dagegen das der Naturwahrheit allein huldigenden Menschendarstellers ein unbegrenztes, nie ganz durchschreitbares ist, mithin dieser scheinbar (NB. nach dem Urtheile des oberflächlich theilnehmenden Zuschauers) nie so vollendete Kunstgebilde geben kann als jener. Um diesen hohen Zweck zu erreichen, opfert Dawison das, was der größte Theil der Kritiker Einheit nennt; ja es kann Momente geben, die er den gebräuchlichen Auffassungen schnurstracks entgegen darstellt und die dessenungeachtet nichts an Wahrheit verlieren, vielmehr noch gewinnen. Es fällt ihm nie bei, beim ersten Auftreten gleich mit allen dem darzustellenden Menschen innewohnenden Charaktereigenschaften in die Scene zu stolpern; die Expositionsscenen behandelt er gewöhnlich ganz schlicht, sie sind ihm das Terrain, auf welchem er seine Wirksamkeit einleitet und andeutet. Dann aber wenn seine Person in Wechselbeziehung zu den übrigen tritt, wenn sie handeind eingreifen kann in den Gang der Begebenheiten, ergreift er seine Aufgabe mit ganzer Macht, verfolgt und durchdringt sie mit immer wechselnder Stimmung, wie sie eben die Situation bedingt, scheut sich nicht, gewisse Charaktereigenschaften zeitweilig zurückzudrängen, auf die ein Anderer zur Wahrung der Einheit das größte Gewicht legen würde, wenn er es der Wahrheit der Situation angemessen findet. So im Hamlet dem Polonius, Rosenkranz und Gildenstern gegenüber, wo er die Rechte des Hofmanns, die Ueberlegenheit seiner prinziplichen Stellung bei den Kriechereien der heuchlerischen Hofleute sehr wohl zu wahren weiß. Natürlich wird Dawison die Rollen zu seinen vorzüglichsten rechnen, welche reichen Wechsel der Stimmungen zulassen, die Menschen mit Vorliebe wiedergeben, die sich durch den Kampf der mannichfaltigsten Stimmungen den tragischen Untergang bereiten. Ebenso natürlich ist es auch, daß der Gipfelpunkt oder vielmehr die Gipfelpunkte der Darstellung nicht ans Ende des Stücks zu fallen brauchen, sondern dahin, wo sich der Kampf der Stimmungen steigert, bis er zum Siege und zur Niederlage einzelner führt; ebenso natürlich auch, daß sich einzelne Scenen vor andern durch Großartigkeit auszeichnen, ja daß sich diese nothwendigerweise nach allen Dimensionen ins Gewaltige ausdehnen müssen, während andere dagegen zurückstehen. Als solche großartige Scenen bezeichnen

wir aus Hamlet: die Scene mit dem Geiſt, mit Ophelia, mit den Schaufpielern, mit der Mutter; aus Othello den 3. und 4. Act; aus den Räubern die gewaltige Scene des Franz Moor im 5. Acte. Ja wir gehen noch weiter und behaupten, es müſſe ſich bei Daviſon jede einzelne Scene einer beſtimmten Rolle zu einem Ganzen abrunden, die ganze Rolle mithin aus ſo vielen abgeſchloſſenen Bildern beſtehen, als Hauptſcenen vorhanden, ohne daß deshalb die „Einheit“ der Darſtellung auch nur im mindeteſten gefährdet werde. Freilich, um wieder darauf hinzuweisen, was wir oben ſagten, wird dieſe Einheit dem Zuſchauer auf dem Präſentirteller nicht gereicht, und wer ſich bei Daviſons Spiel von vornherein paſſiv verhält und ſich nicht die Mühe giebt, des Künſtlers Anſichten zu erkennen und ihnen zu folgen dem wird in der ganzen Darſtellung nur Räthſel auf Räthſel gehäuft ſcheinen. — Man hat Daviſon häufig vorgeworfen, er laſſe zu Gunſten der Realität des Spiels die Idealität außer Acht. Wie einſeitig geurtheilt! Als ob er dadurch, daß er die Intentionen des Dichters verſteht und wiederzugeben weiß, nicht hinlänglich Idealität bekunde! Er durchdringt ſeine Aufgaben allerdings mehr mit der Schärfe des Verſtandes als mit der Wärme der Phantaſie und wenn ihm für die Schwärmerci, für die Sentimentalität, überhaupte für die weichen Gefühle des Herzens vielleicht keine urſprünglichen Naturtöne zu Gebote ſtehen, ſo iſt es doch zu verwundern, mit welchem Fleiße und welcher Gewandtheit er durch die Kunſt dieſen kleinen Mangel zu erſetzen weiß. So erinnern wir uns aus dem Othello einer Scene mit Deſdemona im 1. Acte, wo er durch eine wahrhaft vollendete Modulation in den Tönen die rührendſte Weichheit des Mitgefühls kundgab. Wir rechnen es Daviſon zum Verdienſt an, daß er nicht, wie ſo viele andere Schauspieler auf die wahre Idealität des Dichters noch die durch deklamatoriſches Pathos erzeugte falſche Idealität des Schauspielers vſtroyt. Er hüllt ſich nie in den Nimbus des auf der Bühne ſchlechterdings verwerflichen deklamatoriſchen Pathos, das der größte Theil der Schauspieler anwendet oder zu dem er doch flüchtet, wenn es der Maſſe zu imponiren gilt. Weil Daviſon mit jenem Pathos ſeine Rollen nicht zuſammen- und überkleinert, deshalb kann der Unverſtand die Einheit ſeines Spiels nicht finden, weil er die Sprache mit der vollendetſten Meifterſchaft handhabt, ſich aber des Nimbus jenes Pathos entäußert, deshalb

will man in ſeinem Spiel Gewöhnliches und Unziemliches finden! Hinter das, die Urtheilsloſigkeit des großen Hauſens ſo leicht bröckelnde, Pathos flüchtet ſich ſtets die Mittelmäßigkeit und Talentloſigkeit, weil es den Schein einer Darſtellung gewährt, hinter der aber nichts Gediegenes ſteht. Der durch daſſelbe erzielte Nimbus ſtellt den Schauspieler zwar den Zuſchauern gegenüber auf eine höhere Stufe, allein er hemmt auf der Bühne alle Regſamkeit, erhebt all und jede lebhaſte Wechselbezeichnungen der handelnden Perſonen unter ſich auf und indem er ihnen Gravität und Würde verleiht, nimmt er ihnen zugleich das Leben und macht ſie zu Theaterpuppen. Iſt ſomit das Pathos verwerflich, ſo verdient Daviſon um ſo mehr Lob wegen der Technik, wegen der Meifterſchaft in Behandlung der Sprache, als ein fortwährendes Erben und Abgeben in den abſonderlichſten Accentuationen auf der Bühne leider zum hohen Ton geworden. Wollten ſich alle deklamirenden Schauspieler, und daß dieſe ſelbſt auf den erſten Bühnen nicht fehlen, dafür ſorgen ſie alle Betteter der Liebhaber- und Heldenrollen, an der Einfachheit und Schlichtheit und dabei doch Würde, Kraft und Gediegenheit der Sprechweiſe ein Muſter nehmen, wie ſie Daviſon z. B. im Othello Act 2 in der Scene vor dem Senate und als Franz Moor in der Scene mit dem alten Moor Act 2 entfaltete; wahrlich, ſie können viel lernen!

So gern wir uns nur noch auf Details über die einzelnen Rollen einlaſſen, ſo müſſen wir uns ihrer doch des Raumes wegen enthalten. Einiges Wenige ſei aber doch noch bemerkt. — Man bezeichnet Daviſons Marinelli als nicht ſcharf gezeichnet; ſo ſei ſein erſtes Auftreten dem Prinzen gegenüber ganz wirkungslos, ſagt man. Was thut Daviſon hier? er läßt den Marinelli ſchlicht ſprechen, zeichnet ihn als gewandten Hofmann und demtet den Charakterzug des Sarkaſtiſchen ganz leiſe in einzelnen hingeworfenen Brocken an. Dieſes bloße Andeuten des Sarkasmus genügt dem nach Einheit der Auffaſſung ſuchenden Kritiker nicht, er verlangt den Marinelli gleich von Anfang als einen mit Sarkasmus, Ironie und Hobn am ſich werfenden Boſewicht gezeichnet. Bortrefflich, auf dieſe Weiſe erhalten wir einen conſequent gezeichneten Charakter! Aber mehr auch nicht; die Wahrheit menſchlicher Verhältniſſe dagegen wird vollſtändig geſtoſt. Die erwähnte Scene giebt eine Unterhaltung mit Beziehungen auf Vorangegangenes und Einfödlung von Folgenden, wie ſie möglic-

herweise tagtäglich stattfinden kann. Wirft nun Marinelli hier dem Prinzen Hohn, Spott und Sarkasmus ins Gesicht, so wird er, muß man schließen, dasselbe stets, selbst bei der unschuldigsten Veranlassung thun. Wird nun aber ein Mann wie der Prinz einen, ihn fortwährend gleichsam mit Nadeln prickelnden Menschen um sich dulden? kann er ihn dulden? Unter keiner Bedingung. Ein derartiges Verhältniß zwischen einem Prinzen und einem Kammerherrn ist ein Ding der Unmöglichkeit. Freilich könnte man sagen, die Bühnenmöglichkeit und Bühnenunmöglichkeit sei eine andere als die des wirklichen Lebens. Auch gut; aber dann nimmt man der Bühne ihre größte und wichtigste Bedeutung, dann spricht man ihr die Rückwirkung auf das wirkliche Leben vollständig ab. Denn eine Rückwirkung kann nur dann stattfinden, wenn die Beziehung der Bühne zur Wirklichkeit in den nothwendigen Bedingungen der einfachsten menschlichen Verhältnisse gewahrt wird. —

Eine andere, aus der Darstellung des Carlos im „Clavigo“ genommene Einzelheit mag als Beweis gelten, zu welcher einseitigen Beurtheilung der Vergleich eines lebenden Künstlers, bei dem Vorzüge wie Mängel auf die Goldwaage gelegt werden, mit einem verstorbenen, wo man immer nur das „de mortuis nil nisi bene“ in Anwendung bringt, führen kann. Man stellt Seydelmann als Muster eines wahren Künstlers auf, dem ein anderer fast nie gleichkommen könne. Und doch hat auch er sich so oft vergriffen, ohne daß wir ihm deshalb seinen großen Künstler Ruhm auch nur im mindesten antauchen können. Im Clavigo ist eine Stelle, wo die Vollendung der Dawisonschen Spielweise so auf der Hand liegt, daß selbst die eifrigsten Verehrer Seydelmanns dies anerkennen und des lechtern Rüancirungen vollständig verwerfen müssen. Es sind die Worte des Carlos am Ende des 2. Actes, welche lauten: „da macht wieder einmal Jemand einen dummen Streich.“ Dawison bleibt bei diesen Worten im Hintergrunde stehen und spricht sie nach einigen Bewegungen und Mienen der Unentschlossenheit mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, wie sie seinem Unwillen über Clavigos Handlung angemessen sind. Seydelmann dagegen, so bemerkt ein hiesiger Recensent, trat an dieser Stelle bis dicht

an die Lampen, blieb eine Weile in tiefem Sinnen stehen und sprach dann die Worte mit einer Wichtigkeit, als müßten sie das Resultat einer ernstern Erwägung sein. Natürlich folgte ihm, da nach diesen Worten der Vorhang fällt, rauschender Applaus; Dawisons richtige Darstellungsweise dagegen ging hier wenigstens ohne Beifall vorüber. „Seht ihr“, urtheilt nun der einseitig in der Weise des großen Seydelmann Befangene, „seht ihr, wie es mit Dawison steht; hier erntete Seydelmann wegen der großartigen Tiefe seiner Auffassung den reichsten Beifall und wie oberflächlich und nichts sagend war dagegen Dawisons Spielweise!“

Wir hätten noch mancherlei zu sagen, so über das Fremdländische seines Dialects, über die eigenthümliche Auffassung des Mephisto u. s. w.; allein um Dawisons Weise gründlich zu erörtern und in das volle Licht zu setzen, müßten wir zurück auf die allerersten Erörterungen über die Bedeutung der Bühne und das Wesen der Schauspielkunst gehen.

Was die äußern Erfolge des Gastspiels betrifft, so haben sie zu den großartigsten gehört, die überhaupt denkbar. Bei allen zwölf Vorstellungen vollständig ausverkauftes Haus, stets sogar (mit Ausnahme der dreimaligen Aufführung des „Faust“, bei dem die Musik unbedingt nothwendig war,) das Orchester zu Sigrlägen verwandelt. Das Schicksal alles Großen ist es nun einmal; daß es von einem zahlreichen Haufen nicht verstanden und gewürdigt werden kann, deshalb ist es nicht zu verwundern, daß auch hier die Urtheile über den Künstler getheilt geblieben sind. Man spricht von einer Wiederholung des Gastspiels im nächsten Jahre. Wir sehen ihr mit um so größerer Freude entgegen, als der Künstler uns dann noch mehre seiner bedeutendsten Leistungen bieten wird; die diesmal fortbleiben mußten, und das Publikum diesmal durch die zu schnelle Aufeinanderfolge der einzelnen Vorstellungen förmlich abgebezt ist; ein Uebelstand, welcher einer unbefangenen Beurtheilung des Künstlers jedenfalls nachtheilig sein mußte. Dessen möge Dawison versichert sein, daß es von ihm heißt: „so oft Du kommst, Du wirst willkommen sein!“

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Musik. Die Nachricht, daß Richard Wagner die Direktion der philharmonischen Concerte niedergelegt und plötzlich von London abgereist sei erweist sich als unrichtig. — Musikdirektor Wehner ist von Göttingen als Kapellmeister nach Hannover übergesiedelt. — Am 8. Juni veranstaltete in Stralsund der Musikdirektor Bratfisch ein Concert zur Feier des Geburtstages von Robert Schumann. Von Schumann selbst wurde dabei die Zwischenactsmusik zu Byrons Manfred, ein Quartett und Lieder zu Gehör gebracht.

Ein neues Werk über Beethoven. Wie man hört arbeitet Alexander Dulibichoff, der bekannte Verfasser von „Mozarts Leben“ an einem Werke über Beethoven. Der Titel desselben ist: „Beethoven et ses glossateurs.“ Die Arbeit dürfte nach ihrer Vollendung wohl im Stande sein ein allgemeines Interesse zu erwecken — wahrscheinlich freilich nicht in einem Sinne.

Neue Belletristik. In dieser Woche haben wir von bessern Erscheinungen auf dem Felde der Belletristik zu berichten, als es uns in der vorhergehenden leider möglich war. Von *M. Solitaire* erschienen die bereits angekündigten Novellen „Dunkler Wald und gelbe Düne.“ Wir kommen im Literaturblatt in ausführlicherer Weise auf dies neue beachtenswerthe Werk des seltsam originellen Novellisten zurück. — Heinrich König, der besten einer unter unsern Romandichtern lieh (bei Brockhaus in Leipzig) den zweiten Theil seines Romanes „König Jerome und sein Carneval“ erscheinen. — Von Wien aus rühmt man einen neuen Roman: „Ein Jögling des Jahres 1848“ als vortrefflich. Verfasser desselben ist Synonymus Lorm, von dem ein Buch über Wiens Dichter existirt. Wenn wir nicht ganz irren ist H. Lorm auch identisch mit dem als Poet vortheilhaft genannten H. Landesmann.

Dramaturgische Schriften. Von München aus erfahren wir, daß Franz Dingelstedt an einer „Geschichte des englischen Theaters“ arbeitet. — Im Verlage von Böhlau in Weimar erschienen soeben ein „Jahrbuch des Großherzoglich Weimariſchen Hoftheaters und der Hofkapelle“ (erster Jahrgang) herausgegeben von

Richard Bohl. Indem wir heute vorläufig auf diese interessante Erscheinung aufmerksam machen, fügen wir die Bemerkung bei, daß bereits in nächster Nummer unsres Literaturblattes eine ausführlichere Besprechung derselben erfolgen.

Vermischtes.

Zur Charakteristik der wandernden Bühnen.

Ein Theaterblatt theilt folgenden originellen Theaterzettel mit, ausdrücklich bemerkend, daß er wörtlich abgedruckt sei. „Mit hoher Bewilligung wird die im Gasthose im Hirschen sich delectirende Schauspielergesellschaft die Ehre haben aufzuführen und zwar auf allgemeines Begehren: „Ritter Adellungen und Klara von Hoheneichen, oder: Er liebt sie und wird wegen ihr eingesperrt und sie liebt ihn und kann ihn nicht habhaft werden.“ Originaltrauerspiel von Herrn Spieß, Verfasser von Kogebues „Sonnensjungfrau“ und „Menschenhaß und Reue“ in 5 Abtheilungen, Seitenstück zur „Agnes Bernauerin“ von Jffland. — Personen: Ursmar, Graf von Adellungen, Ritter allda: H. R. — Klara v. Hoheneichen, ermordete Wittwe weiland Hugo von Hoheneichen, seine heimliche Inclination: Mad. S. — Benjamin, ihr kleiner Sohn, Kind von 2 Jahren: die siebenjährige Tochter der Directrice — Ritter Bodo der Reidhart, schlechter Charakter, voller Tücke, Vorsicht, Hinterlist und Nebenabsichten: Hr. L. — William, alter Knabe und Knappe, Trunkenbold, jedoch handelsüchtig: H. R. — Otto, ein unbekannter Ritter; dessen ungeachtet offenberzig und freundlich: H. F. — Der Gefangenwärter auf Heinrichs Beste, eitler Mann, jedoch interessirt, aber äußerst riegeksam: H. S., Vater, — Adeline, Klaras Zofe, folgt ihr in Noth und Tod, etwas langsam: H. G. d. ältere — Erster Knappe, redet nichts: H. G. d. j. — Knappen, Ritter, Knechte, Volk. — Wer im 3. Acte einen Reißigen macht, kann den 4. umsonst sehen. — Anfang um 6 Uhr; Ende um 10 Uhr, wenn es voll ist; und sonst um 8 Uhr. —

Das Stimmen der Instrumente vor Anfang einer Musikaufführung. Ueber diese an vielen Orten unerträgliche Unsitte giebt ein Musikkundiger in

einem vor mehr als einem halben Jahrhundert an einen jungen Musikdirector geschriebenen Briefe folgenden, auch für uns noch beherzigenswerthen Rath. — „..... Halten Sie darauf, daß Ihr Orchester frühzeitig beisammen sein muß, lassen Sie jeden einzeln stimmen (Denn außerdem daß nichts widerlicher ist, als das gewöhnliche kreischende Einstimmen aller zugleich, kann ja auch jeder seine eignen Töne nicht genau hören), verstaten Sie das so gewöhnliche ganz ungesittete Phantastieren und Dudeln unter dem Stimmen und vor Anfang der Musik selbst durchaus nicht, sondern lassen Sie während jenes Stimmens Stille herrschen, und endlich, lassen Sie nicht bis auf den Moment des Anfangs der Musik stimmen. Glauben Sie mir, die Ouverture oder der Symfoniesatz thut eine unendlich trefflichere Wirkung, wenn der Zuhörer durch einige Minuten gänzlicher Stille, und nicht durch Einstimmen, Geräusch und Gezeige vorbereitet wird; und wenn Sie mir nicht glauben wollen, so glauben Sie dem Könige Friedrich II. von Preußen. Dieser hatte eine gewisse Haffesche Oper in Dresden gehört und war dadurch entzückt worden; besonders hatte ihn gleich die Ouverture mächtig ergriffen. Als er nach Berlin zurückkommt, befehlt er dem damaligen Kapellmeister Agrikola, diese Oper zu geben. Es geschieht; der König ist unzufrieden, besonders auch mit der Ouverture, die auf ihn jetzt so wenig wirkt. Agrikola, in Verlegenheit, schreibt nach Dresden, vereinigt sich mit dem vortrefflichen Pisendel ganz genau über Stärke der Besetzung, Tempo, Vortrag einzelner Stellen u. s. w. Die Oper wird wiederholt, die Ouverture wirkt nichts. Agrikola, wild über den schlechten Erfolg seiner Bemühung, reiset selbst nach Dresden und hört diese Oper — nein, er hört sie nicht, sondern nur den Anfang des ersten Acts, eilt zurück, bittet jene Oper noch einmal aufführen zu dürfen, und — siehe da! — Jetzt, sagt König Friedrich, jetzt wars, wie es sein muß! jetzt hat die Ouverture das ihrige gethan und der Kapellmeister dazu. — Und was hatte dieser gethan? Es war bei ihm zeither die obengerügte Sitte oder vielmehr Unsitte beim Stimmen herrschend gewesen; in Dresden hatte man das beobachtet, was ich Ihnen oben empfahlen — alles mußte fünf Minuten vor dem Anfange in Ordnung und feierlicher Stille

sein: dies hatte nun Agrikola nachgeahmt, und der Erfolg bewies, daß er das Rechte getroffen hatte.“ —

Ein Todesfall. Vor kurzem starb zu Leipzig Dr. J. G. Flügel seit 1848 (als Friedrich Vists Nachfolger) Consul der vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Verstorbene hatte sich durch lexicographische und grammatikalische Arbeiten in Bezug auf englische Sprache einen literarischen Ruf erworben und war auch als Mensch allgemein beliebt und geachtet.

Ein historischer Balken. Der spanische Gesandte am Hofe Heinrichs IV. von Frankreich erkundigte sich nicht bei dem Könige nach dem Charakter seiner Minister. „Ich werde Sie sogleich in den Stand setzen, dieselben selbst beurtheilen zu können,“ erwiderte Heinrich und fuhr, zu seinem Kanzler, Herrn von Sillery, welcher eben in den Audienzsaal trat, gerichtet, fort: „Mir ist ein Balken in meinem Zimmer aufgefallen, von dem ich befürchte, daß er mir einmal auf den Kopf stürzen könnte.“ „Sire,“ versetzte der Kanzler, „da müssen Sie sogleich Ihren Architekten zu Rathe ziehen.“ Zunächst erschien ein Herr von Villeroi, an den der König dieselben Worte richtete. „Sire,“ sagte Herr von Villeroi, nachdem er sich den Balken besehen hatte, „Sie haben recht, der Balken ist in der That höchst gefährlich.“ Zuletzt kam der Präsident Jeannin, dem der König ebenfalls seine Befürchtung mittheilte. „Sire,“ erwiderte der Präsident, „ich weiß nicht was Sie meinen, der Balken ist so gut wie jeder andre.“ „Aber,“ entgegnete Heinrich, „ich sehe doch hier durch diese Spalte das Licht schimmern; oder ist's in meinem Kopfe nicht richtig?“ „Sein Sie ganz ruhig, Sire,“ antwortete Jeannin, „der Balken bleibt länger stehen, als Sie!“ Der König drehte sich um und sagte zum spanischen Gesandten: „Nun kennen Sie wohl meine Minister, — der Kanzler hat gar keine, Villeroi allemal meine Meinung, Jeannin aber sagt immer was er denkt und denkt stets richtig.“

Briefkasten.

Hrl. A. L. in Dresden. Keine Fortsetzung der „Gentebilder“? — Herrn L. N. in Würzburg. Wir schreiben Ihnen demnächst. An die „Mainfahrt“ erlauben wir uns freundschaftlich zu erinnern.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.